Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 7

Artikel: Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor: Moeschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633710

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 7, IX. Jahrg. | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 15. Februar 1919

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Die Sorglichen.

Von Gustav Falke.

Im Frühling, als der Märzwind ging,
Als jeder Zweig voll Knospen hing,
Da fragten sie mit Zagen:
Was wird der Sommer sagen?

Und als das Korn in Fülle stand,
In lauter Sonne briet das Land,
Da seufzten sie und schwiegen:
Bald wird der Herbstwind fliegen.

Der Herbstwind blies die Bäume an
Und ließ auch nicht ein Blatt daran.
Sie sah'n sich an: dahinter
Kommt nun der böse Winter!

Das war nicht eben falsch gedacht,
Der Winter kam auch über Nacht.
Die armen, armen Leute,
Was sorgen sie nur heute?

Sie sitzen hinterm Ofen still
Und warten, ob's nicht tauen will,
Und bangen sich und sorgen
Um morgen.

Die Königschmieds.

7

Roman von Felix Moeschlin.

Jetzt saß nur noch die jüngste der drei Töchter im Königshof zu Vorderwil. Als Lisbeth weggefahren war, hatte Sepp zur Marei gesagt: „Dich laß ich nicht so schnell aus dem Hause, es müßte denn schon ein ganz Reicher kommen." Da war sie ihm weggelaufen und hatte im Stall den Cri umarmt, um sich zu trösten. Es tat ihr auch not, verliebt war sie und weg wollte sie auch. Aber ihr Schatz war eben ein Armer, und es konnte noch eine Weile gehen, bevor er nur den Mund auftun durfte zu einem solchen Geständnis. Er verkehrte hie und da im Hause und stand sich mit allen gut. Hätte man jedoch gewußt, daß er im Geheimen mit der Marei angebändelt habe, wäre er wohl schon vor langem unsanft verabschiedet worden. Aber an das dachte niemand. Wer konnte auch darauf kommen, daß Marei an dem magern Rämpel Gefallen finde, der zudem nicht einmal ein Bauer, sondern bloß ein armes Schulmeisterlein ist.

Er hieß Ursus Stiner. Arm war er, und die Magerkeit ließ sich auch nicht bestreiten. Aber er konnte für beides gleich wenig, denn sein Vater war ein Kleinbauer mit vielen Kindern, der zu Hinterwil in einem niedern Haus am Berge wohnte. Alles sah verfallen drein. Nur die fünfstufige Treppe aus weißem Kalkstein, die zur Haustüre emporführte, putzte das Ganze ein wenig heraus. Aber gerade sie bewies doch auch wieder aufs klarste, daß da drinnen keine reichen Leute wohnen könnten, denn sie besaß kein Geländer mehr. Nur zwei lottrige eingebleite Eisenstumpen und ein blinder Messingknauf, der ganz verlassen in der Luft stand, deuteten an, wo früher eines gewesen war. Aber das kümmerte den Stiners nicht. Sie tranken nie so viel, daß sie beim Nachhausegehen eine Stütze nötig gehabt hätten. Und nachdem ein jedes der Kinder einmal heruntergefallen war, ohne weiteren Schaden als eine gesunde Beule, nahm es sich vor einem zweitenmal vorsorglich in Acht.

Der Urs und die Marei kannten sich von jung auf. Ihre Liebschaft datierte von der Zeit, wo sie noch in die Schule gingen. Aber sie dachten damals noch nichts Besonderes dabei, wenn sie schon auch Hochzeit feierten zum Spaß, wie dies Kinder tun, und es ebenso harmlos und lustig finden, wie Blindekuh und Katz' und Maus.

Aber als sie beide fünfzehn waren, gingen ihnen die Augen auf.

Da streifte der Urs, der zurzeit auf die Bezirksschule nach Bärwil ging, an einem heißen Sommernachmittage dem Bache nach, der von Fluhwil herkommt und bei Vorderwil, Hinterwil, Nellingen und Bärwil vorbeifließt, bis er endlich nach einigen weitern Dörfern als ein kleiner Fluß in die Stadt eintrifft und kurz darauf im Rheine verschwindet. Urs botanisierte. Er schenkte sich keine Pflanze und

bestand in Gedanken ein ganzes Examen, um sich schon im voraus zu üben. Denn fleißig war er und mußte es auch sein, wenn er das Stipendium erlangen wollte, um dann auf dem Lehrerseminar der Kantonshauptstadt weiterstudieren zu dürfen. Wie er aber in Gedanken im Seminar saß, war er auch schon mit einem kühnen Sprunge darüber hinaus und sah sich bereits als Lehrer. Dann wird er es mit der Zeit schon zu etwas Rechtem bringen, wenn sein Vater schon nur ein paar Aeckerlein hat und eine Katze im Haus, die kein Kalbfleisch frißt, weil es bei ihnen überhaupt keines gibt. Und dann wird er auch dicker sein und besser aussehen, wenn er mehr zu Mittag bekommt als bloß Kaffee oder wässerigen Wein und Brot. Dann wird er neben dem Pfarrer der Oberste sein im Dorf und wird den Männerchor dirigieren und in der Kirche die Orgel spielen. Und dann wird er eine reiche Bauerntochter heiraten und wird Kinder bekommen, und wird überhaupt so gut leben, wie man nur leben kann. Und am Ende wird er sterben. Aber das müssen ja alle, und schließlich ist es im Himmel auch schön.

Als er auf diese Weise sein ganzes Leben durchlaufen hatte, fühlte er sich so befriedigt, daß er für heute das Studieren aufgab und sich am Bach in den Schatten legte. Und er mußte sich gestehen, daß er es gerade jetzt auch sehr gut habe und sich eigentlich gar nichts Besseres wünschen könne. Links einen schwach ansteigender Acker mit hohem Korn: über sich Erlenlaub und Weidenzweige, die so tief herabhängen, daß zwischen ihnen und dem gelben schimmernden Fruchtfeld nur noch ein kleines Stück Himmel sichtbar wird. Und rechts hinter Büschen der Bach, der eilig über hellfarbige Kiesel herabkommt in kleinen Wasserfällen, die aussehen, als seien silberne Pilgermuscheln in gedrängten Reihen nebeneinandergestellt und der hier zwischen zwei steilen Lehmufern eine tiefe Stelle bildet, wo das Wasser, das sonst so durchsichtig und offen dahinfließt, etwas Geheimnisvolles und Rätselhaftes annimmt. —

Da hörte er drüben Geplauder und Lachen. Wie er durch die Zweige guckte, sah er, daß es zwei Mädchen waren. Und wie sie näher herankamen merkte er, daß es Durs Seppis Anna und Königschmieds Marei war. Jede hatte ein Päcklein in der Hand. Am Bachufer blieben sie stehen.

„Da ist's mir zu steil," sagte Anna.

„Du bist ein Fürchtibutz," sagte Marei spitz.

„Nein, das bin ich nicht. Aber die Mutter hat mir verboten, hier zu baden."

„Du hast bloß Angst. Gix, gix, ausgelacht."

„Ich laß mich nicht auslachen, wenn schon der Königschmied dein Vater ist."

„Auf jeden Fall ist er hübscher als deiner."

„Aber dafür hab' ich eine Mutter und du hast keine."

„Ich hab' lieber keine als so eine, die immer Hände hat wie ein Kohlenbrenner."

„Das ist eine Lüge."

„Ich hab's ja selbst gesehen. Und einen falschen Zopf hat sie auch."

„Wenn du nicht sofort still bist, geh' ich nie mehr mit dir."

„Ich kann nichts dafür, daß ich keine Mutter hab', aber deine Mutter kann etwas dafür, daß sie Hände hat wie ein Kohlenbrenner."

„Jetzt geh' ich einfach."

„So geh'."

Und Anna ging wirklich, weil sie nicht mehr anders konnte, und Marei ließ es wirklich geschehen, obwohl es ihr auch leid tat. Aber nachgeben konnte sie nicht, und so legte sie denn ihr Päckchen auf den Boden und zog sich langsam aus und machte ein mißmutiges Gesicht. Aber wie sie im Hemd dastand und sich so frei fühlte und luftig, wurde sie wieder fröhlich und rutschte herzhaft ins Wasser hinein und plantschte herum und spritzte, daß selbst der Urs ein paar Tropfen abkriegte.

Der hatte auf einmal das unbestimmte Gefühl, daß es doch noch viel Schöneres und Besseres gäbe, als allein an einem schattigen Bache zu liegen. Halb aus diesem Gefühl heraus, halb aus bloßer Neugierde und Begierde, besser zu sehen, erhob er sich. Marei sah ihn und richtete sich erschreckt auf. Da meinte Urs das größte Wunder zu sehen, als das Hemd, das vorher nur ein bauschiger, plumper Sack gewesen war, sich plötzlich straff um den Leib legte, daß jede Schwellung offenbar wurde. Es war ihm plötzlich, als sei aus einem groben Steinblock ein feines Bild geworden, so fein und schön, daß er nur immer darauf hinsehen möchte. Aber Marei schrie laut auf vor Angst und das brachte ihn zur Besinnung. Er trat aus den Bäumen hervor und nannte seinen Namen. Aber da wurde das Mädchen noch unruhiger. Da wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: „Wart', ich komme auch."

Er dachte, daß dann wieder alles in Ordnung sei, wenn sie beide im Hemde sind. Dann brauchte sich keines mehr vor dem anderen zu schämen. Marei erhob keine Einsprache. So hopste er hinein. Und wie er im Wasser war, begriff das Mädchen gar nicht mehr, daß es vorhin so erschrocken war, und begann einen lustigen Krieg. Nachdem das eine Weile so gegangen, sagte das Mädchen: „Jetzt muß ich heim." Urs machte beredte Einwendungen, aber Marei blieb dabei, obwohl sie immer noch nicht zum Wasser hinausging. Urs wunderte sich darüber und starrte sie an, bis daß sie über und über rot wurde und sagte: „Urs, ich muß doch mein anderes Hemd anziehen." Urs stand immer noch patzig da. „Begreifst du denn nicht, ich kann mich ja nicht umziehen, wenn du dastehst." Urs fing an zu begreifen. Scheint's wollte sie ihn weghaben. So kletterte er denn ans Ufer und zog mit Heldenmut die Kleider über das nasse Hemd. Aber Marei war noch nicht zufrieden. Sie wollte, daß er weggehe. Urs gehorchte, aber nur gegen die Zusicherung, daß sie ihn sofort rufe, wenn sie wieder im Rock stecke. Während er ein paar Schritte weit wegwanderte und krampfhaft auf die schwarzen Dächer von Vorderwil schaute, als müßten sie für ihn die verlorene Augenfreude entschädigen, dachte er, daß es eigentlich dumm sei von Marei, so ängstlich zu tun. Aber er war ihr doch ganz dankbar, als er für seine Folgsamkeit einen Kuß kriegte.

„Meinst du, das müsse man beichten?" fragte sie dann.

„Nein, das mußt du nicht beichten."

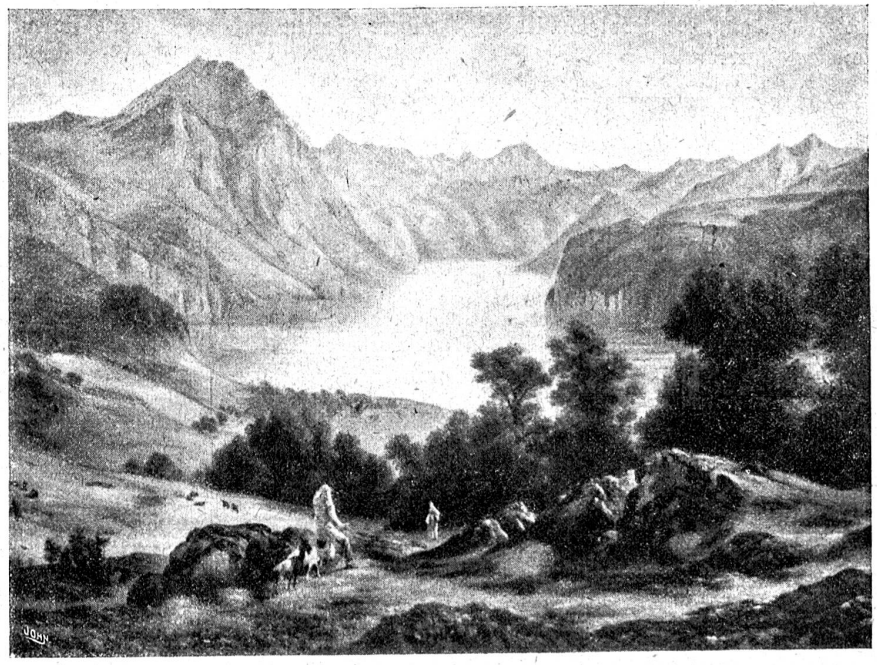
Und Marei glaubte es ihm.

Von da an hielten sie zusammen. Urs bestand das Examen mit großem Erfolg und kam aufs Seminar. Dort gab er sich alle Mühe und machte die meisten Rechnungen und die größten Aufsätze und lernte die längsten Gedichte auswendig.

Auch in der Naturgeschichte war er gut. Schrieb er doch in einer Klausurarbeit über Schwefel allein dreißig Seiten. Und da er auch die Methodik des Schulunterrichtes auswendig konnte, fand man es gar nicht mehr für nötig, ihn drei Jahre auf dem Seminar zu behalten, sondern gab ihm schon nach zwei Kursen das Lehrerpatent, das ihm auch sofort zu einer Stelle auf einem großen Dorfe verhalf.

Nun war die Zeit gekommen, um nach Vorderwil zu gehen und mit dem Königschmied zu reden.

Alle Taschen hatte er voll Hoffnung, als er über die Berge stieg, die zwischen der Seminarstadt und seinem Heimattale liegen.



Max de Meuron: Wallensee. (Museum in Neuenburg.)

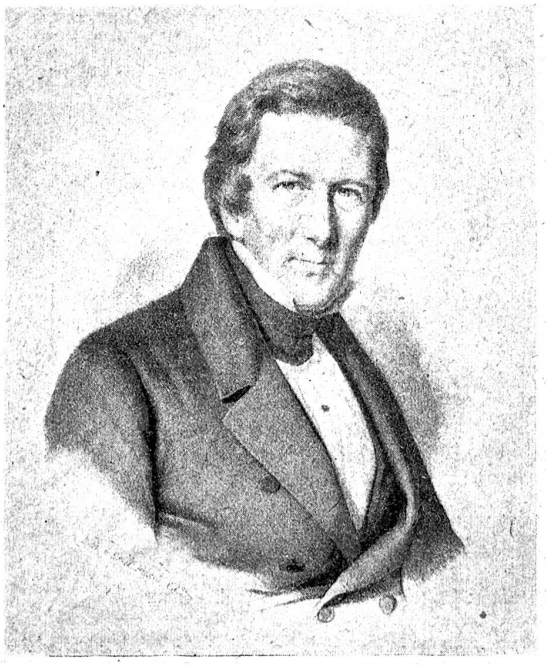
Aber daß seine Hoffnungen zerbrachen wie Fensterscheiben im Hagelwetter, dafür sorgte der Königschmied. Und der brauchte nichts weiteres dazu, als ein leises Lächeln, das immer überlegener und spöttischer wurde, je weiter Urs in der Erzählung seiner Liebesgeschichte und seiner Zukunftspläne vorrückte. Unter diesem Lächeln war es ihm gerade, als krieche etwas Zusammenschnürendes von unten den Leib herauf, das ihn schließlich ganz versteinerte und Zunge und Lippe bewegungslos machte. Als er auf diese Weise schließlich mitten in einem schönen Satze drin notgedrungen halt machen mußte und nicht mehr weiter konnte, trotz aller Mühe, die er sich gab, beeilte sich der Königschmied, ein paar Worte einzuschieben, die schwer und wuchtig daherkamen und dann so fest und unverrückbar dalagen wie Steine, so daß sein Redebächlein erst recht den Mut verlor, weiterzulaufen.

Man habe an der Gescheitheit nicht gegessen. Und an der Liebe allein auch nicht, wenn man sich nicht die Geschicklichkeit angeeignet habe, von der Luft zu leben, was er von ihm nicht glaube, sonst sähe er wohl nicht selbst so mager aus, daß man ohne weiteres meine, er habe die Schwindsucht am Kragen. Und was heiße das schließlich, wenn einer in der Schule gescheit gewesen sei? das bedeute für das Leben gar nichts und gute Zeugnisnoten bewiesen noch lange nicht, daß einer auch imstande sei, eine Kuh von einem Ochsen zu unterscheiden und sich auf gute Weise ein auskömmliches Brot zu verdienen, so daß man es nicht nötig habe, zu warten, bis ein Nachbar etwas Gutes koche, damit man vom Dufte satt werden könne. Das sehe er jetzt vielleicht noch nicht ein, denn er sei noch gar ein Junger, aber später gingen ihm vielleicht die Augen auf und er werde ihm dann dankbar sein für den guten Rat. Aber das sage er ihm, er dulde es nicht, daß er mit der Marei noch irgendwie verkehre, sonst werde er ihm schon den Meister zeigen. Im übrigen brauche er ihm das Gesagte nicht übelzunehmen. Er sei ja ohne Zweifel ein ganz guter Schul-Schulmeister, aber als Schwiegersohn passe er ihm nicht. Ueberhaupt habe er schon Schwiegersöhne genug, und die Marei lasse er nicht fort. Ganz allein zu leben habe er nicht im Sinn. Er möge nun ruhig wieder nach Hause gehen und seinen Vater von ihm grüßen. Der Marei werde er selbst mitteilen, was sich ereignet habe, so daß alles in Ordnung sei.

Der unglückliche Freier, der halb betäubt das alles angehört hatte, fand zwar, daß die Angelegenheit ganz und gar nicht in Ordnung sei; aber er kam sich in diesem Augenblicke so dumm und schulbubenhaft vor, daß er ohne weitere Einrede sich freundschaftlich die Hand drücken ließ und unter der Türe sogar noch ein „Nichts für ungut" hervorstammelte, was ihm der Königschmied mit einem beruhigenden Lächeln quittierte.

Erst auf dem Heimwege kam er zur völligen Erkenntnis seiner jämmerlichen Lage und würde sich am liebsten geohrfeigt haben, wenn er sich davon irgendwelchen Nutzen hätte versprechen dürfen. Warum hatte er seine Liebe nicht besser verteidigt? Er war aber doch sonst kein Feigling. Daheim hatte er einmal einen Juden in den Backofen gesteckt und ihm gedroht, er werde ihn bei lebendigem Leibe verbrennen, wenn er die Kuh, mit der sie beschummelt worden waren, nicht wieder zurücknähme. Warum hatte er diesmal nichts von diesem Mute gezeigt? Hätte er doch wenigstens mit der Faust auf den eichenen Tisch geschlagen und den Alten einen Tyrannen oder etwas Aehnliches gescholten. Hätte er von der Gleichberechtigung aller Menschen gesprochen und davon, daß die Liebe alle Schranken überwinde, statt wie vernagelt dazustehen. Er hätte dem Alten von der Unmöglichkeit einer Trennung und von der Ewigkeit ihrer Gefühle predigen sollen, daß er endlich gerührt worden und mit seiner Einwilligung hervorgerückt wäre. Er hätte ihm mit Entführung oder Doppelselbstmord drohen müssen, denn er und Marei könnten nicht leben ohne einander. Wer

weiß, ob dann der Königschmied nicht andere Saiten aufgezogen hätte!



Landschaftsmaler Gabriel Lory, Sohn.

Da rief ihn eine Stimme an. Und als er umschaute, stand seine Liebste vor ihm. Er besann sich noch, ob er sie noch grüßen dürfe, da es ihm der Vater doch verboten habe, als ihm Marei ohne weiteres um den Hals fiel und ihn somit auf eine angenehme Weise aus seinen Zweifeln erlöste. Sie wisse alles, sagte sie, denn sie hätte im Nebenzimmer gehorcht, und jetzt sei sie ihm nachgelaufen. Aber der Vater habe sie nicht gesehen. Sie sei hinten bei der Scheune hinaus, durch den Baumgarten und dann dem Hag nach. Jetzt müßten sie miteinander beraten, was zu machen sei. Denn so schnell gebe sie noch nicht alle Hoffnung auf.

Als Urs seine Marei neben sich fühlte, da kam ihm der Mut wieder, und plötzlich fand er tausend Fähigkeiten in sich versteckt und den Glauben an das Gelingen der unsichersten Pläne, alle nur mit dem einen Endziel, einen Haufen Geld zu verdienen, aber nicht mit der schlecht bezahlten Stundenarbeit eines Schulmeisters, sondern mit der Findigkeit und Schlauheit eines Geschäftsmannes, der bei den Juden in die Lehre gegangen ist und unter Umständen auf einen Klapf ein reicher Mann werden kann. Aber Marei schüttelte nur immerzu den Kopf und lachte ihn schließlich direkt aus, als er ihr vorrechnete, wie er einen Handel anfangen wolle mit Korn oder Heu, je nachdem.

„Nein, Urs, das ist nichts für dich. Du würdest bloß dein Geld verdubeln, aber nichts verdienen. Geschäftssinn hast du nicht für fünf Rappen. Ich bin ja ganz froh darüber, denn zu Hause seh' ich schon genug, wie man gar nicht mehr glücklich ist dabei. Du mußt schon ein Schulmeister bleiben."

„Dann verdien' ich meiner Lebtag höchstens achthundert Franken."

„Komm, ich will dir etwas zeigen."

Und sie nahm ihn bei der Hand und bog auf einen Feldweg ein, der gegen den Berg führte. Urs wunderte sich, was sie ihm wohl zu zeigen habe, und ging still neben ihr her. Aber er war ganz glücklich, denn in ihrem Tone war so viel Zuversicht gelegen, daß auch er davon angesteckt wurde und sich gar nicht verwundert hätte, wenn sie ihn plötzlich im Walde an ein Loch geführt haben würde, und das Loch wäre voll Gold gewesen. Aber das tat sie nicht, sondern ging mit ihm bloß auf eine kleine Wiese hinauf, die weiter oben zwischen Buchen und Tannen am Berge lag. Dort setzte sie sich mit ihm nieder und fragte:

„Was siehst du dort?" und dabei wies sie nach Norden.

„Das Eggfeld."

„Und weiter?"

„Bärwil."

„Und dann?"

„Aecker."

„Ach was. Tu nicht so dumm."

„Eine weiße Wolke."

„Mach mich nicht bös."

„Berge!"

„Nein."

„Doch, ich sehe Berge."

„Ja, aber du siehst auch noch etwas anderes."

„Bäume."

„Nein, die . . . so sag's denn endlich."

„Die . . . Ferne."

„Nein, die Sta . . ."

„Die Stangen in den Wenkemer Reben."

„O du! die Sta . . . dt! siehst du sie denn nicht?"

„Natürlich seh' ich sie. Aber ich sah so viel, daß ich gar nicht wußte, was du meintest."

Marei war von ihrem pädagogischen Versuche, den sie, ohne es zu wissen, ganz nach allen Regeln der schulmeisterlichen Zapfenzieherkunst durchgeführt hatte, ein wenig gereizt. Sie fuhr ihn an:

„Nun, und was denkst du dir nun dabei?"

„Nichts besonderes."

„Aber du sollst dir dabei etwas Besonderes denken."

„Ich hab' bloß dich im Kopf."

„Ach was, ich bitte dich, sei doch endlich vernünftig. Wir wollen doch einmal heiraten, und wenn du so dumm tust, dann kommen wir nie dazu." Und sie fing an zu weinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berner Landschaftsmaler Gabriel Lory, Vater, und Gabriel Lory, Sohn.

(Schluß.)

Gabriel Lory, der Sohn, wurde 1784 in Bern geboren. Seine künstlerischen Gaben offenbarten sich schon sehr frühe. Unter seines Vaters Anleitung kam er in der Zeichenkunst rasch vorwärts; schon mit zehn Jahn gab er selber Stunden und als Vierzehnjähriger verdiente er mit seinem Können schon einen Teil seines Unterhaltes. Bald einmal war er ein tüchtiger Mitarbeiter seines Vaters, dem er bald als Kolorist, bald als Zeichner aushalf. Er war erst dreizehn Jahre alt, als er seine erste selbständige Arbeit, eine Aquarellzeichnung, einen Steinstoßet in Appenzell darstellend, auf eine Kunstausstellung in Zürich sandte.